

Einige Erlebnisse seit 1939 aus meiner ersten Stelle als Landarzt.

Kurze Vorgeschichte:

Ich stamme aus Westfalen, Jahrgang 1912. Schon auf der Volksschule war mein Berufswunsch die Medizin. Es bestand jedoch wenig Hoffnung, daß er je in Erfüllung gehen würde. Die Universitäten waren überfüllt und hatten für Medizin einen Numerus clausus. Trotzdem hatte meine Bewerbung in Heidelberg Erfolg. Ich studierte in Heidelberg und Freiburg, wo ich noch das Glück hatte, Herrn Prof. Aschoff hören zu können.

Nach dem Staatsexamen 1937 und dem Praktikantenjahr übernahm ich zunächst Urlaubsvertretungen in verschiedenen Praxen, um etwas Geld zu verdienen. Als ich gerade eine Vertretung in Ehrenhain bei Altenburg übernommen hatte, verdichteten sich die Kriegsgerüchte immer mehr und ich beschloss, da man die Dauer des Krieges nicht abschätzen konnte, mich niederzulassen. Ich hörte von einer vakanten Praxis in Kitzen, und bewarb mich bei der Kassenärztlichen Vereinigung in Merseburg.

Die Praxis in Kitzen hatte lange leergestanden. Die Wohnung war total verwildert. Zuerst mußte ich aber zur Meldung nach Merseburg zur KVD, (Kassenärztliche Vereinigung Deutschland) die froh waren, für das Notstandsgebiet einen Arzt gefunden zu haben.

Dann ging es zur Besprechung zum Landratsamt. Als wir gerade beginnen wollten, kam der Anruf: „Alles in die Aula!“, wo die Kriegserklärung verlesen wurde. Der Landrat sicherte mir jede Unterstützung zu und ließ mir von der Sparkasse einen Kredit zukommen, um mir die nötigsten Wohnungs- und medizinischen Einrichtungsgegenstände kaufen zu können.

Am selben Tag in Kitzen, als ich damit beschäftigt war, den größten Schmutz zu beseitigen, klingelte es und der Elektriker brachte mir eine Glühbirne, damit ich abends wenigstens etwas Licht haben sollte. Als es dunkel wurde, klingelte es wieder Sturm. Es war der Polizist, der mich fragte, ob ich nicht wisse, daß Krieg sei, ich müsse verdunkeln.

Mein einziges Möbelstück war das Junggesellenbett meines Mannes, das per Eilfracht geschickt worden war. Am nächsten Tag bekam ich durch den Bürgermeister noch einen Stuhl und einen Tisch aus dem Gasthof. Ich fuhr dann nach Leipzig, um ein Schlafzimmer zu kaufen. Da kam die nächste Überraschung. Ich konnte für das Zimmer nur ein Bett bekommen, da ich ja noch nicht verheiratet war.

Es gab keine Diskussion, ich mußte erneut zum Landrat, um einen Gutschein für ein zweites Bett zu bekommen. Der Landrat war aber inzwischen eingezogen worden und der Nachfolger lehnte es zunächst ab.

Erst als ich drohte, wegzugehen, bekam ich den Schein und noch dazu einen Schein für ein Stück Seife (Tonseife).

In der ersten Nacht schellte es gleich Sturm. Im Nachbarhaus drohte ein Kind an schwerer Diphtherie zu ersticken. Ich hatte weder eine Spritze noch Medikamente, noch ein Rezept. Ich versuchte die ganze Nacht, den Kreislauf stabil zu halten bis zum Morgen. Erst am folgenden Tag konnte ich Rezepte, Überweisungen und einen Stempel abholen.

Endlich bekam ich auch Möbel und Instrumente für die Praxis.

Es hatte sich inzwischen herumgesprochen, daß der neue Arzt eine Frau war. Das wurde offensichtlich getestet und manchmal zuerst mal vorgeschickt. Die erste Feststellung „Sie sind aber nicht von hier“.

Es war unüberhörbar. Ich mußte viel sächsisch lernen, bis mir alle Ausdrücke geläufig waren („Wanstrammeln“, „auf der Plautze haben“, „Hitsche“...).

In der zweiten Woche mußte ich in allen Dörfern einen Rote-Kreuz-Kursus geben, an dessen Ende eine Prüfung in Leuna stand.

Die Frauen kamen aus Neugier und machten mit. Als Helferin hatte ich die Gemeindegeschwester mit, die mir auch in der Praxis viel geholfen hatte.

Ich hatte ein Riesengebiet zu versorgen, 25 Dörfer, denn rund herum waren ja die Kollegen zum Kriegsdienst eingezogen wurden.

Man kann sich gut vorstellen, wieviel Hausbesuche täglich anfielen.

Zuerst hatte ich unter vielen Schwierigkeiten, ein gebrauchtes Auto bekommen.

Jede Woche gab es Reparaturen wegen der schlechten Wege.

Bei allen Ersatzteilen gab es Schwierigkeiten bei der Besorgung, außerdem betrug die Benzinzuteilung nur 20 l monatlich.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mir eine alte Kutsche wiederaufbauen zu lassen und ein Pferd zu kaufen. Das Pferd war ein ausgedientes Rennpferd mit herrlichem Fell, aber es scheute vor jedem Spruchband an Häusern.

Wenn es eines sah, rannte es los und war einfach nicht zu halten.

Über zu wenig Arbeit konnte ich mich nicht beklagen. Außer der Human-Praxis kam vieles auf mich zu. Es war kein Tierarzt in der Nähe und die Tiere waren teuer. So mußte ich oft einspringen, wenn Not am Manne war. Einmal weinte in der Spechstunde eine Frau so sehr, weil ihre einzige „Legehinne“ (= Legehuhn) so krank wäre. Diese war über einen Zaun geflogen und hatte sich den Bauch aufgeschlitzt. Ich habe die Wunde versorgt und nach 8 Tagen brachte sie mir das erste Ei. So etwas passierte noch öfter.

Zweimal mußte ich bei einem kleinen Ferkelchen den Bauch zunähen, weil es die Mutter getreten hatte. Es ist alles gut gegangen.

Nur einmal konnte ich nicht mehr helfen. Ein Schäferhund hatte sich in ein Schaf verbissen und das Hüftgelenk eröffnet. Das hat mir sehr leid getan.

Während des Krieges hatten wir Einquartierung von Soldaten und Schwarzmeer-deutschen. Eine Frau, die bei mir wohnte bekam Zwillinge. Wir haben überall Wäsche für sie gesammelt.

Zwei Tage später mußten alle Flüchtlinge zum Bahnhof. Ich schrieb ihr ein Attest, daß sie frisch entbunden habe und nicht reisefähig sei. Gegen ärztlichen Rat fuhr sie dennoch mit, da sie unbedingt mit ihren Glaubensgenossen zusammenbleiben wollte. Sie kamen alle nach Sibirien.

Viele Jahre später kam ihr Sohn zu mir, um sich für damals zu bedanken.

Er erzählte, daß die ganze Familie in den Steinbrüchen zu Tode gekommen sei. Er konnte als einziger fliehen.

Gegen Ende des Krieges kamen bei uns deutschen Soldaten vorbei, die lange Märsche auf dem Weg hinter sich hatten und fast zu hause angekommen waren. Sie wurden als Deserteure vor unserem Haus erschossen. Es war furchtbar.

Als die Russen kamen, nahmen sie mir mein Auto weg.

Wir hatten zwar die Räder abgeschraubt, aber sie kamen am nächsten Tag zurück und brachten Räder mit. Sie sind nicht weit gekommen und hatten schon vor Berlin einen Totalschaden. Da das Auto unbedingt notwendig war, half mir das Landratsamt und beschlagnahmte für mich ein Auto.

Während des Krieges fiel im Nachbardorf eine Bombe.

Glücklicherweise war es ein Blindgänger, aber durch den Luftdruck war ein Teil des Daches beschädigt und im Wartezimmer war das Aquarium geplatzt.

80 Liter Wasser waren ausgelaufen und die Fische schwammen überall herum.

Während des Krieges bekam ich von der Kassenärztlichen Vereinigung einen Brief. Ich würde die Ausländer zu gut behandeln und ich solle sie nicht krank schreiben, sie wären wichtig, die landwirtschaftlichen Arbeiten abzusichern.

Den Brief hatte ich immer bei mir falls mich herumstreunende Ausländer angreifen wollten. Die Straßen waren sehr unsicher, besonders bei den Nachtbesuchen.

Einmal stieg ein russischer Soldat in mein Auto und wollte mich mit gezogener Waffe zwingen, ihn nach Leipzig zu fahren.

Ich hatte aber in Knautnaundorf einen Hausbesuch bei Patienten, der auch Polen beschäftigte. Die haben mir sofort geholfen, den Soldaten aus dem Auto zu bekommen.

In Eythra lag eine Flackstellung. Sie schossen immer in Richtung Kitzen. So war es gefährlich über den Hof zu gehen, da dort die Splitter herumflogen. Einmal war ein amerikanischer Soldat im Haus, saß im Flur und spielte auf dem Klavier. Ich stand daneben und genau zwischen uns beiden schlug ein großer Granatsplitter in das Klavier ein.

Dieser große scharfkantige Splitter, wir haben ihn später entfernen lassen, hätte uns beide töten können. Der Soldat ließ sich nicht überzeugen, daß das kein Scharfschütze war. So begann eine peinlich genaue Durchsuchung.

Ich konnte während des Krieges keinen Urlaub machen und kam erst 1945 zum ersten mal aus der Praxis fort. Als Vertretung hatte ich einen Kinderchirurgen. Gleich am ersten Tag wurde er zu einer Schweinegeburt, eine Querlage, geholt. Er sagte „Ich habe gedacht, in eine Humanpraxis zu kommen“. Das kleine Ferkel hatte ihn noch erheblich in den Finger gebissen.

Nach Beendigung des Krieges kam mein Mann von Leuna nach Kitzen und bekam eine 2. Niederlassung. Ich konnte es einfach nicht mehr schaffen, da ich ja noch die Geburtshilfe betreute.

Später setzte sich ja mehr und mehr die Krankenhausentbindung durch. In der Anfangszeit hatte ich noch schwere Infektionskrankheiten zu behandeln, die heutige Mediziner nur aus dem Lehrbuch kennen.

Gleich in der ersten Woche ein klassischer Tetanusfall. Ein Schreiner hatte sich 8 Tage vorher mit einem Holzspan verletzt.

Im Krieg hatte ich mit schweren Diphtherien, Typhus und Poliomyelitis zu tun. Auch Masern, Windpocken und Scharlach waren an der Tagesordnung. Jedesmal kamen Desinfektoren vom Kreis und desinfizierte die Wohnungen.

Es gab auch viele schwere Verletzungen in der Landwirtschaft. Da habe ich mir vorgenommen, alle meine Patienten durchzuimpfen.

Ich ließ mir von den Gemeinden die Einwohnerlisten aller Jahrgänge ab 1900 geben (heutzutage undenkbar) und habe alle zu den Impfungen eingeladen. Sie kamen fast alle. So habe ich auch weiterhin zu den fälligen Wiederholungen eingeladen. Die Patienten waren froh, denn von selbst dachten sie nicht daran. Ich habe ebenfalls zu den jahrgangsmäßigen gynäkologischen Untersuchungen Einladungen verschickt.

Die Patienten hatten soviel Vertrauen zu mir, daß sie kamen.

Eine Patientin hatte ein sehr großes Myom. Sie schleppte es schon jahrelang mit sich herum und war nie beim Arzt gewesen. Nach der Operation fing sie ein neues Leben an, sie konnte auch wieder arbeiten.

Es waren auch Krebsfälle darunter und mehrere Verdachtsfälle.

Als mein Mann aus dem Kriegsdienst kam, mußten wir noch eine Außensprechstunde in Großgörschen einrichten. Das war gut für die Alten und Gehunfähigen.

Das Gebiet war schlecht versorgt. Leider wurde die Sprechstunde wieder aufgelöst, wegen der Landesgrenzen. Kitzen gehörte nämlich zu Sachsen und Görschen zu Sachsen-Anhalt.

Da wir noch selbständig waren, durften wir nicht an der Wochenend- und Notfallversorgung teilnehmen. So hatte ich während des Krieges nie ein freies Wochenende.

Als unser Auto schrottreif war, wurde uns gesagt, daß wir ein neues nur zugeteilt bekommen würden, wenn wir eine staatliche Praxis aufmachten.

So wurde unsere Praxis 1967 eine Staatspraxis.

Schon viele Jahre vorher hatten wir den Auftrag bekommen in unserem Bereich die Schwangerenberatung, Schuluntersuchungen und die Untersuchungen der Kindergärten durchzuführen. So war es gut die Kinder von Anfang an in der Entwicklung zu begleiten. Dadurch konnte man sich in den Familien über Generationen bestens aus.